Selbsterkenntniß.

Von Anua Nitschke.

Gäb' es irgend welche Instrumente, die, an Herz und Seele angelegt, die Grade unserer Tugenden und Fehler bestimmten, wie etwa das Barometer den Einfluß der Luft, und das Thermometer den der Wärme, wie leicht wär' es dann, sich selbst zu erkennen. Wie leicht wäre es dann auch, andere gerecht zu beurtheilen und genau zu wissen, wo Tadel und Rüge einsetzen muß. Leider aber hat man solche Instrumente trotz der Röntgenstrahlen noch nicht construiren können, und — leider hat sich vorerst die Seele nicht unterm Secirmesser finden lassen. Das Erkennen und Selbsterkennen bleibt also immer noch eine schwer zu erlernende Kunst, und ein Feld, darauf der Beste irren kann.

Wenn Winckler sagt: „Es ist ein Zeichen einer großen Vollkommenheit, eines anderen Unvollkommenheiten zu ertragen," so hat er einen Maßstab gegeben, der uns leiten kann, und der — nach Beobachtung und Erfahrung — auch sicher leitet. Es gehört thatsächlich ein großes Maß von Tugenden, als da heißen: Nachsicht, Milde, Güte, Verstand, dazu, die Fehler der Menschen zu ertragen; wohl gar die Untugenden derjenigen, die uns nahe, die uns am nächsten stehen. Man muß ein solches Zusammensein und Miteinandergehen beobachtet haben; muß selbst in der Lage gewesen sein, durch Monde, durch Jahre, durch Jahrzehnte sich an Härten des Gatten, der Eltern, der Geschwister, der Kinder gestoßen haben, um in ganzer Klarheit zu verstehen, wieviel Seelengröße und Gelassenheit dazu gehört, hier ein Zusammensein festzuhalten, das nur ganz, ganz wenig in seiner Harmonie gestört erscheint, so wenig, daß es nach außen gar nicht wahrnehmbar ist, und nur innerlich hie und da sich bemerkbar macht, wie der Schmerz einer kleinen, unheilbaren Wunde, die immer wieder aufbricht, immer wieder pocht, brennt, blutet, und doch nicht beachtet sein darf. Man muß erfahren haben, wie bei wenig vollkommenen Menschen das „Nörgeln" bei jedem Morgen neu beginnt, und der unbequeme Fehler des anderen — er wiederholt sich tausendmal — tausendmal gerügt, getadelt, in heftigen Worten vorgehalten wird. „Das wird und wird nicht anders," schließt jeder Seufzer — ja, klänge nur das Echo in der eigenen Brust: und Du wirst auch nicht anders, sonst könntest Du wohl endlich Stille und Friede dort geben, wo doch jedes Wort unnütz ist!

Es ist bedauerlich, aber wahr, daß es „unverbesserliche" Menschen gibt. Ich denke hier an jene, die, von der Natur stiefmütterlich behandelt, beim besten Willen zu eigenem Denken und selbstständigem Handeln nicht befähigt sind; an solche, die wir gern „etwas blöde" nennen. Noch mehr denke ich an jene, deren Fehler so tief gewurzelt sind, daß sie ihnen Gewohnheit wurden; ich habe dann immer das Empfinden, als sähe ich einen Baumstamm, dessen Rinde häßliche Risse und Auswüchse zeigt, für die wohl das Verhängniß, das heißt hier Wind und Wetter, verantwortlich zu machen sind. Ich denke hier weiter an Menschen mit schwachem Willen und an solche, die in kindischer Eitelkeit auch ihre Fehler reizend finden und gar nicht einmal den Vorsatz fassen, sich zu bessern.

Diesen „Unverbesserlichen" gegenüber soll nun die echte und edle Tugend der Vollkommenheit sich bewähren. Es gilt, mit immer gleich bleibender Gemüthsruhe die immer gleich bleibenden Zornesausbrüche oder ärgerlichen Auftritte, zu denen manches Temperament neigt, hinzunehmen; es gilt, dem Unordentlichen unausgesetzt seine Sachen nachzuräumen, dem Geizigen es nicht zu verargen, wenn er heute wie morgen um jeden Pfennig feilscht und trotz der Schätze in seiner Lade jammert, als ob er verhungern müsse; es gilt, dem Leichtfertigen nicht täglich seine alten Streiche aufzuzählen und neue zu prophezeien; dem Vergeßlichen nicht immer wieder eine Reihe Besorgungen mündlich aufzutragen, sondern sie ihm zu notiren; kurz: mit nie ermüdender Geduld alle Ursachen zu vermeiden, die zum Streit führen könnten. Es heißt schweigen, schweigen, nochmals schweigen! Nicht mürrisch und verdrossen, nein, freundlich und nachsichtig. In diese Nachsicht darf sich nicht einmal die Ueberlegenheit mischen, die den andern „wie ein Kind" abtrumpft und ihn reizt; es sei das Schweigen der Erkenntniß, daß wir allzumal Sünder sind und ermangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen.

Es gibt Menschen, die mit aller Welt in Zank und Streit stehen, wieder andere, die hier hadern und dort lieben, und solche, mit denen auch der Unverträglichste gut auskommt. Ich sehe in ihnen drei Stufen zur Vollkommenheit bezeichnet: die letzte Stufe die höchste!

— O diese Kritiker! Mutter (des kleinen Fritzchens, zu einem bedeutenden Musik-Kritiker): „Ich glaube, in unserem Fritzchen steckt ein großes musikalisches Talent. Wenn er einmal eine Melodie gehört hat, vergißt er sie in seinem Leben nicht mehr." Musik-Kritiker: „Hm — da mag er allerdings 'mal ein bedeutender Operetten-Componist werden."

— Das Schwerste. A.: „. . . Sag' 'mal, was ist beim Studium eigentlich am schwersten?" Studiosus: „Die Nüchternheit!"

— Siegesgewiß. „Liebe Ella, ich bin mit dem Doctor schon so viel wie verheirathet!" „Ja, wieso?" „Nun, er hat sich bereits nach meiner Mitgift erkundigt!"

— Modern. „Fräulein, ist Ihr Herz frei?" „Nein, aber meine Hand!"

Der Liebling des Lagers.

Erzählung aus dem fernen Westen, von W. v. Schierbrand.

Es war zur Zeit als die Gegend am Cimarron-Fluß besiedelt ward. Das ist schwerer Weizenboden dort, und es war kein Wunder, daß die Squatters schon vereinzelt Niederlassungen daselbst hatten, ehe noch Onkel Sam auf Grund des Traktats mit den Indianerstämmen jener Gegend, den Cherokees und Chockaws, im Jahre 1889 diese fruchtbaren Ländereien, deren jungfräuliche Erde seit ungezählten Jahrhunderten des Säemanns harrte, dem Weißen Mann überließ. Natürlich gab es damals heiße Kämpfe um den endgültigen Besitz dieses fetten Landes, denn diese Squatters waren ein zähes, kampflustiges Völkchen, die nur der Gewalt wichen und auch dann häufig nur nach vielem Blutvergießen. In dem District, wo heute Ackloge steht, war Jim Brandon, ein riesiger Kentucky'er, dessen Büchse niemals fehlte, zum Anführer der Squatters ernannt worden, der mit den Eindringlingen, die jetzt schaarenweise aus den „Staaten" hereingeströmt kamen, unterhandeln mußte, um von denselben so günstige Bedingungen wie möglich zu erlangen. Und in weitaus den meisten Fällen gelang ihm dies. Entweder wurden die Squatters auf dem von ihnen mit Beschlag gelegtem Boden gelassen oder sie erhielten eine angemessene Entschädigung. Brandon, der sich seit jener Zeit mit Stolz den Titel „Captain" beilegen ließ, blieb auf seinem eigenen Grund und Boden, wo er es schon zu mäßigem Wohlstand gebracht hatte innerhalb fünf Jahren, und sein Nachbar wurde ein geborener Deutscher, Carl Spieker, der sein kleines Anwesen in Muskogee County, Ohio, aufgegeben hatte, um hier auf neuem Land mit seinen bescheidenen Mitteln mehr zu erreichen, wie es damals als Oklahoma eröffnet ward, Tausende anderer Farmer in den West- und Mittelstaaten gethan haben. Spieker war mit einer Schottin verheirathet, die ihm einen reichen Kindersegen bescheert hatte und mit der er in glücklichster Ehe lebte. Die Familie indeß kam erst einige Wochen später nach, als die Zustände, die Anfangs etwas lebensgefährlich waren, sich in etwas gebessert hatten. Dann kamen sie, Frau und acht Kinder, mit einer größeren Anzahl anderer Nachzügler an. Gebäude, selbst die bescheidensten Blockhäuser, standen selbstverständlich dort noch nicht, und die circa 50 Familien, die um Ackloge herum sich ansiedelten, campirten zusammen in einem Zeltlager, was auch bei dem herrlichen, milden Wetter eher ein Luxus als eine Entbehrung zu nennen war. Im Lager aber war Martha, das jüngste Töchterchen Carl Spieker's, der anerkannte Liebling. Sie war ein reizendes Kind; vom Vater hatte sie das goldene Haar und die tiefblauen Augen, und von der Mutter die schlanke, anmuthige Gestalt und das herrliche Wesen. Ihr selbst ganz eigenthümlich indeß war das silberhelle Stimmchen und der Frohsinn, sodaß sie überall wohin sie kam, wie ein Sonnenstrahl wirkte, erheiternd und ermunternd. Wenn Martha nicht gewesen wäre, so würde wohl ihr Vater, den „Capt." Brandon zuerst auch nur als Eindringling mit scheelen Augen ansah, an dem rauhen Kentucky'er nicht einen so bereitwilligen, treuen Freund gefunden haben. Aber der „Captain" hatte die Kleine in's Herz geschlossen, seit dem ersten Tage, da sie ihm ihre Patschhändchen so zutraulich gegeben hatte bei der Begrüßung.

* * *

So konnte es denn der Familie Spieker nicht fehlen. Der baumstarke Kentucky'er, dessen Einfluß auf zehn Meilen in der Runde sich erstreckte, hielt gute Nachbarschaft mit ihnen, und bei dem Bau der Farmgebäude und der ganzen Einrichtung half er ihnen mit Rath und That. Als der Winter kam, war die Familie Spieker unter Dach und Fach und im folgenden Frühjahr war eine reichliche Weizenernte auf der neuen Farm zu erwarten.

Doch es kam anders.

Denn es ereignete sich eine furchtbare Ueberschwemmung im April des nächsten Jahres. Der Cimarron trat aus seinen Ufern und erreichte eine Höhe wie seit Langem nicht. Die ganze Gegend glich einem ungeheuren See, in dem todtes Vieh, Menschenleichen, Balken, Dächer, ganze Häuser herumschwammen. Und unter denen, die hierbei um's Leben kamen, war auch die Familie Spieker. Ihr Land lag im tiefen Flußthal, dicht am Wasser, und da sie noch nicht die Eigenthümlichkeit des Cimarron kannte, über Nacht riesig anzuschwellen und aus seinen Ufern zu treten, so hatte sie ihr Verhängniß unvorbereitet getroffen. Als sie sich schlafen gelegt hatten, war scheinbar noch keine Gefahr im Anzug gewesen. Aber mitten aus tiefem Schlaf wurden sie geweckt durch einen Stoß—es war das Wasser, das die Stützen des Hauses umriß. Und so waren ihre Leichen fortgeschwemmt worden mit sammt dem Hause.

Es kamen damals entsetzliche Scenen im Flußthal des Cimarron vor. Einzelne Körper von Ertrunkenen, zerschunden und bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wurden meilenweit in's Innere gespült, und andere wurden von dem reißenden Strom mitgeführt auf Nimmerwiedersehen. Die blühende, fruchtbare Landschaft war in ein Bild des Grauens verwandelt. Hunderte von Wohnstätten waren von der Fluth mitgerissen, und die Felder und Wiesen waren verschlammt und verwüstet. Nachdem jedoch der Fluß einige Tage später wieder gesunken war, stellte es sich heraus, daß viele gerettet waren, die man schon für todt aufgegeben. Manche von ihnen wurden erschöpft und schlimm zugerichtet in Bäumen gefunden, auf die sie sich rasch gerettet, während andere auf den Gipfeln kleiner Hügel angetroffen wurden, die Tagelange von einem Meer gelben, gurgelnden Wassers umgeben gewesen waren.

Und eines der geretteten Wesen war die kleine Martha. Sie war in ihrem kleinen Bettchen in jener Nacht von den Wogen fortgerissen worden, und dann hatte sie sich, als dasselbe umgestülpt worden war in der rauschenden Fluth, dem Instinct der Selbsterhaltung folgend, auf die schwimmende Thür eines Häuschens gerettet, die dicht bei ihr vorbeikam. So war sie langsam fortgetrieben die ganze Nacht durch; oftmals stieß sie mit ihren kleinen, halberfrorenen Händchen ein Hinderniß aus dem Wege, das drohte, ihr Floß umzustoßen. Als der Tag graute, da trieb sie auf ihrem wunderbaren Gefährt gerade gegen das Haus des Mike Vaughan, eines Irländers, das 10 Meilen unterhalb der Farm ihres Vaters stand. Mit Hülfe eines langen Bootshakens wurde sie auf's Trockene gezogen, und so war sie denn gerettet.

* * *

Einige Tage später, als das Wasser wieder abgelaufen war und man Ruhe für solche Dinge gewann, wurde auch die Frage aufgeworfen, was man jetzt mit der Kleinen anfangen sollte. Schließlich kam man überein, das Schicksal Marthas einer Lotterie zu überlassen. Es wurde ein „Pool" gebildet, in dem jeder der Ansiedler der Nachbarschaft, der nicht zu sehr von der Ueberschwemmung gelitten hatte, eine Summe — je nach dem Vermögen und Willen jedes Einzelnen — zahlte, und wer bei der Ausloosung gewann, der sollte nicht allein das ganze Geld sondern auch den „Liebling des Lagers", — wie die kleine Martha Spieker noch immer hieß, erhalten, um sie an Kindesstatt aufzuziehen.

Doch ehe dies noch eingeführt werden konnte, traf Capt. Brandon von seiner Farm, die ihrer höheren Lage wegen nur wenig gelitten hatte, auf Vaughan's Anwesen ein und machte den Plan zu Schande.

„Was ist das hier?" schrie er, indem er schweren Schrittes und von seinem ältesten Sohne Dixie begleitet, in das Zimmer trat. „Ich bin der Erbe und Vertreter des Vaters dieses Kindes — und Niemand wage es, mir dies streitig zu machen. Ich habe sie lieb wie mein eigenes Kind, und meine Frau auch. Nicht wahr, Martha, Du kommst zu mir?" Und dabei bückte er sich und hob das rosige Gesichtchen der Kleinen in die Höhe. Martha schmiegte sich sofort zärtlich an ihn an.

Nun, und so wurde es denn auch. Gegen Capt. Brandon's Wünsche wollte Niemand ankämpfen. Sie wurde von dem rauhen, aber sehr gutherzigen Kentucky'er einige Monate später gesetzlich adoptirt, und unter seiner und der Seinigen Fürsorge und Liebe wächst jetzt die kleine Martha heran.

Zwei Urtheile.

Aus dem Ungarischen des Ludwig Bodrogi.

Aller Phantasie bar, mit einfachem, grünem Tuch überzogen, steht langgestreckt der Gerichtstisch da; vor dem Crucifix flackern kleine dicke Wachskerzen mit ihrem gelben Schein; mit ihrer rauchigen Flamme beleuchten sie das gleichgiltige Gesicht des Staatsanwalts und das Lächeln des zu lärmender Reclame sich anschickenden dürren Vertheidigers.

Zwischen zwei Justizsoldaten sitzt der Angeklagte. Sein Gegenüber ist der Gerichtspräsident. Ein hochragender, stolzer Mann.

„Bekennen Sie sich schuldig?"

Der Angeklagte, ein Bauer im Leinenkittel, mit ehrbarem Gesicht, steht manierlich auf, streicht sich mit seiner gewichtigen Hand das ergrauende Haar aus der vor der Sonne geschützten weißen Stinne und spricht:

„Gnädiger Gerichtshof! Alle zeugten gegen mich, die dort waren, ich selbst leugnete es auch nicht. Ich ermordete den Burschen, ich schlug ihn mit jener Axt todt, die dort auf dem Tische des Gesetzes liegt. Ich habe es wohl bedacht, ich lauerte ihm auf und hieb ihm tief in den Schädelknochen hinein. Dann fiel ich über meine junge Frau her. Möge denn ihr Blut zusammenfließen, wenn ich schon mit meinen eigenen Augen hatte sehen müssen, wie ihre Küsse sich vereinten, wie ihr Athem ineinanderfloß. Es wäre auch so am besten gewesen! Was soll nun jetzt dieses junge Weib anfangen — dieses schöne Weib, dieses böse Weib? Es wäre das Beste für sie gewesen, mit dem Geliebten in einem Grabe zu sein, wenn sie mich schon mit ihm betrogen hat. Mich hat sie betrogen, obwohl ich sie mit meiner beiden Hände schwerer Arbeit erhalten habe, sie in theueren Kleidern einhergehen ließ, sie mit seidenen Schürzen aufputzte, diese Niemandstochter, dieses muthwillige Feenkind der Kleinhäuslerin vom Dorfesende. Ich schlug ihren Geliebten todt — ich wollte, ich wünschte seinen Tod; ich hätte auch die Frau erschlagen — denn ich liebte sie, ich liebte sie sehr. Ich liebe sie auch jetzt noch — und befände sich nicht diese Kette an meiner Hand, ständen nicht die Wachtleute neben mir, wüßte ich nicht, was ich den Richtern schuldig bin — und er wendete sich dahin um, wo sich aufschreiend zwischen der Menge ein feurig blickendes, frech aussehendes Weib verbarg — so würde ich sie jetzt auch noch mit jener Axt erschlagen — und das wäre sehr recht und ich wüßte selbst dann sehr wohl, daß ich mich nicht schuldig fühlen würde."

Der Präsident ließ ihn reden. Nicht einmal bei der Drohung winkte er ihm ab. Voll gieriger Hast sprach er ihm in seiner Seele nach: „Ich schlug ihren Geliebten todt — ich wollte, ich wünschte seinen Tod, ich hätte auch die Frau erschlagen — denn ich liebte sie, ich liebte sie, ich liebe sie auch jetzt noch sehr —"

Und wie er die Worte anhörte, die er in seiner Seele nachsprach, langte er mit einer Art fieberhafter Begierde nach der vor ihm liegenden blutigen Axt, hob sie leicht auf, riß sie dann krampfhaft empor und rief mit schmetternder Stimme:

„Mit dieser?"

„Jawohl, mit der, gnädiger Herr Präsident!" lautete die dumpfe Antwort.

Und in der Spanne Zeit der kurzen Antwort durchblickte das Erinnerungsvermögen des hochwohlgeborenen Herrn Präsidenten mit wahnsinniger Eile die ganze Idylle, die ganze — Komödie. Sie war eine arme Gerberstochter. Ihre Bildung bestand in einer Bibliothek schlechter Romane, dann dem lästigen Stickrahmen und der Häkelnadel. Doch der Kleidung nach eine Lilie, der Stimme nach eine Rosen erweckende Nymphe, in ihrem sorglosen Liebe ahnungsvoll finster, und dennoch, ach! in ihrem leuchtenden Blicke die geheimnißvolle Psyche, während sie ihn ansah, den würdevollen, ernsten, stolzen Mann, als ob sie, Gefahr bergend, fragen wollte: „Gefalle ich Dir? Da bin ich, ich blühe, ich strahle — pflücke mich! Du feierlicher, besonnener, ernster, strenger Mann! Ah, nicht wahr, ich gefalle Dir? Nun, so pflücke mich, ich werde Dein sein, nimm mich hin! Du wirst mich nehmen, mußt mich nehmen, denn ich bin schön — schön, sehr schön, und Du starker, mächtiger, hochwohlgeborener Herr bist schwach, bist dumm, bist verliebt — bist ein Narr! — —

Und er heirathete sie — —

Und er war glücklich mit ihr, wie glücklich! Glücklich in markverzehrender Liebe, glücklich ohne Eifersucht! Sie ist ja ein solches Kind, solch' eine Frau ohne Falsch! Sie wollte keine Vergnügungen, keine Unterhaltungen, keine Liebesabenteuer — keinen Tanz, keine Musik, keine Ritter; nur ihn — den fünfzehn Jahre älteren Mann — — —

Und heute Morgen, ehe er in das Haus der Gerechtigkeit kam, um über den entsetzlichen Verbrecher zu Gericht zu sitzen, der laut der unerbittlichen Anklage und nach der wissenschaftlichen Meinung unbestechlicher Aerzte gemordet hatte — gemordet mit Vorbedacht, mit Berechnung, auflauernd, mit nüchternem Verstande — heute Morgen hatte er bei einem unerwarteten Oeffnen der Thür die Mutter seines Kindes, die hochgewachsene Juno — mit einem Kerl, mit einem unbedeutenden Gerichtsreferenten kosen sehen müssen!

Er legte die Axt wieder auf den Tisch und rief die Frau des Bauern auf.

„Ist es wahr, daß er Dein Geliebter war?" fragte er sie strenge. Aus dem Blicke seines Auges spricht die Ermunterung: „Sage es, gestehe es ein, hilf damit Deinem Gatten, Du ehrloses Weib."

„Meiner — niemals!" antwortet das Weibsbild.

„Wenn er es nicht war, warum hätte es Dein Mann denn gethan?" spricht der Präsident.

„Weil er ein Narr war, weil er mit seinem grauen Kopfe eifersüchtig zu werden anfing; weil er auch das sah, was nicht ist," polterte die Frau antwortend.

„Eva, bei Deinem Glauben, bei Deiner Seligkeit, bei Deinem Gotte, gestehe es ein, daß der Bursche Dein Geliebter war — nicht wahr, er war es?"

Befremdet blickte der Staatsanwalt den leidenschaftlich redenden Präsidenten an. Der Vertheidiger sah mit saurem Lächeln seine eigene Kreuzfrage sich entschlüpfen, die er sicherlich nicht in so unglaublich leidenschaftlichem Tone ausgesprochen hätte, wie der Präsident. Nun wird es nicht mehr sein Verdienst sein, wenn die Frau gesteht; es wird rein das Verdienst des Präsidenten sein, wenn sie gesteht, daß der Bursche ihr Geliebter war. Welch' mächtiger mildernder Umstand — und nicht er hat ihn herausgepreßt! Mit diesem mildernden Umstand sind es blos fünfzehn Jahre — ohne denselben vielleicht der Galgen. Um dem Präsidenten den Ruhm des mildernden Umstandes vor der Nase abzujagen, ruft er mit scharfer Stimme der Frau zu:

„Sie wollen also nicht anerkennen, daß es Ihr Geliebter war, Sie wollen Ihren Mann also an den Galgen bringen?"

„Das kümmert mich wenig!"

Es fiel etwas hart auf. Der Wachtmeister beeilte sich, die blutige Axt aufzuheben, welche aus der fest zusammengepreßten Faust des Präsidenten bei leichter Lockerung auf einmal herausfiel. Ein spöttisches, fast erfreutes Lächeln, das erfreute Lächeln einer neuen Ueberzeugung spielte um seine Lippen. Er wendete sich zu dem Bauer, der mit blödem Staunen die Frau anstarrte, und sagte mit fast heiterer Stimme:

„Es war schade, daß Ihr das um dieses Weibes willen thatet, Stephan Bodo; Ihr hättet sie lieber davonjagen sollen." — Dann flüsterte er dem Wachtmeister in's Ohr: „Sie gehen zu der gnädigen Frau; ihre Mutter ist schwer erkrankt. Sie soll sofort, verstehen Sie, sofort zu ihr hinreisen. Dies Geld aber bringen Sie ihr als Reisespesen!"

Sprach's — und lehnte sich in seinen Sessel zurück — und urtheilte nach dem Gesetze und nach seinem Gewissen.

— Zug des Herzens. „Du solltest nicht nur nach Gold heirathen, auch nach Neigung!" „Aber schau! für's Gold hab' ich ja immer 'ne ausgesprochene Neigung gehabt!"

— Boshaft. „Der Hikki hat ja Ausverkauf wegen Todesfall! Wer ist denn bei ihm gestorben?" — „Sein einziger Kunde!"

Das Staubtuch.

Von Bertha Framholz.

Bei uns gab's Großreinmachen. Minna war um ½6, ich um ½7 Uhr aufgestanden, die Reinmachefrau war um ½8 Uhr angetreten. Eine halbe Stunde später erschien mein Mann, um sofort empört in das übliche Gestöhn auszubrechen, daß man in seinen eigenen vier Pfählen keine Ruhe mehr habe, daß Alles schon wieder einmal zu oberst und zu unterst gekehrt werden müsse, und daß wir Frauen das Wasserplantschen und Mantschen einmal nicht lassen könnten. Dann ging er in das Speisezimmer, um seinen Thee zu trinken und die Zeitung zu lesen. Als ich nach einer Weile zu ihm trat, meinte er sehr ernst: „Das muß ich mir aber ausbitten, daß mir mit den Sachen auf meinem Schreibtisch nicht wieder umgegangen wird, als sei das Trödelkram ... Und dann," fügte er in freundlicherem Tone hinzu, „da muß ich wohl heute Mittag außer dem Hause speisen? Und am Abend auch, wie?"

„Ach bewahre, Männchen," fiel ich ihm lebhaft in's Wort, weil ich sofort merkte, daß er einen plausiblen Grund suchte, um in seine Junggesellenthorheiten zurückzufallen, „Du kannst ruhig zu Tisch kommen. Bis dahin sind wir mit der Hauptsache fertig und ich habe Dir Dein Mittagessen zur rechten Zeit hergerichtet, und das Abendbrot wird sogar heut am Waschtage ganz besonders opulent ausfallen ...."

„So," seufzte er, „na meinetwegen, da muß ich wohl oder übel rechtzeitig antreten. Vergiß aber heut um Gottes willen nicht die so heilsame Wirkung von Liebig's Fleischextract, der Deinen Suppen und Saucen oft sehr nöthig ist; vor der Nähe der Reinmacherei habe ich allen Respect ..."

Diese Wirthshaus-Attaque hatte ich also gewandt parirt, — nun hieß es aber, sich tüchtig tummeln, denn was es beim Großreinmachen zu thun gibt, dafür hat ja leider kein Mann das richtige Verständniß. Ich commandirte die Reinmachefrau in's Speisezimmer, das Dienstmädchen in den Salon, und ich legte in meines Mannes Zimmer wacker Hand an. Nach einer halben Stunde schon war im Speisezimmer ein Wandteller kaput geschlagen, im Salon waren zwei Nippesfiguren die Hälse gebrochen, und ich hatte aus Versehen das Tintenfaß aus dem Schreibzeug genommen und etwas dicht an den Rand des Schreibtisches gestellt. Plötzlich polterte es aus dieser allzu luftigen Höhe herab auf das weiße Fell und spritzte das über und über mit Tintenflecken voll. Wie das Malheur eigentlich passirt, weiß ich wirklich nicht, aber es war gut, daß es dem Dienstmädchen nicht zugestoßen, die hätte tüchtige Schelte von mir gekriegt ...

Bis gegen Mittag war die Arbeit schon ein gut Theil gefördert und ich ging daran, den Schreibtisch mit einem Staubtuch zu säubern. Es war ein Staubtuch wie alle anderen auch: weiß, viereckig, gar nicht einmal groß. Und da der Schreibtisch dicht am Fenster stand und dieses geöffnet war, that ich, was jede andere Hausfrau auch thun würde: ich schüttelte das Staubtüchlein zum Fenster hinaus. Da plötzlich hörte ich eine rauhe Stimme unten auf der Straße im Commandoton etwas ausrufen, ich sah neugierig auf die Straße hinunter. Ach herrjeh — da stand ein pickelhaubengeschmückter Schutzmann und rief mir, sobald er mich erblickt hatte, zu: „Sie, das gibt's hier nicht! Staubtücher dürfen nicht auf die Straße geschüttelt werden. Warten Sie, ich werde gleich hinaufkommen ..."

Ich war sprachlos. In den Nachbarhäusern wurden die Fenster geöffnet, Neugierige gafften auf den Schutzmann und auf mich, sie meinten sicher, meine Verhaftung solle erfolgen. Der Schutzmann verschwand in der Hausthüre, und wenige Minuten später klingelte es. Ich ging selbst, um zu öffnen — so etwas war mir doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen! Und wirklich, der Schutzmann stand draußen.

„Sie haben ein Staubtuch aus dem Fenster geschüttelt, Fräulein," begann er.

„Ich bin kein Fräulein," fiel ich ihm ärgerlich in's Wort, „ich bin die Frau des Hauses."

„Das ändert an der Sache Nichts," entgegnete er gleichmüthig, „die Thatsache bleibt bestehen; Sie haben sich gegen das Straßenpolizei-Reglement vergangen. Sie dürfen den Vorübergehenden nicht den Staub auf die Köpfe schütten, ich werde Sie anzeigen, dann kriegen Sie ein Strafmandat."

„Meinetwegen," antwortete ich wüthend, „denken Sie denn, ich habe centnerschwere Steine in meinem Staubtuch? So lange ich in dem Dorfe Schöneberg wohne, werde ich immer mein Staubtuch zum Fenster hinausschütteln."

„Dann zeige ich Sie regelmäßig an, und Sie erhalten regelmäßig ein Strafmandat," ertönte gereizt die Entgegnung.

„Ist mir ganz gleich," rief ich empört, „schicken Sie mir gefälligst Dutzende von Strafmandaten!" — damit warf ich die Thür in's Schloß.

Die Reinmachefrau und das Dienstmädchen waren, durch den Wortwechsel angelockt, im Corridor erschienen, auch mein Töchterchen war hereingekommen. Es wurden sehr kräftige Worte gewechselt, die Reinmachefrau schwang sogar drohend den Schrubber, so daß ich alle Mühe hatte, die Aufgeregten zu beruhigen. In diesen paar Minuten ist sicher gegen ein halbes Dutzend Paragraphen des Reichs-Strafgesetzbuchs verstoßen worden, glücklicherweise war kein Denunziant in der Nähe, sonst wäre uns allen Dreien Plötzensee sicher gewesen. Mein Töchterchen hatte sich ängstlich in eine Ecke gedrückt und fragte unter Thränen: „Mama, wollte Dich der Schutzmann holen?" Ich gab mir alle Mühe, das verängstigte Kind zu beruhigen, aber Klein-Lieschen ließ sich ihre einmal gefaßte Meinung nicht so leicht ausreden, das Kind blieb still und gedrückt, und ich bemerkte wiederholt, daß es nur schwer die immer wieder hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten vermochte.

Als später der kleine Bruder aus der Schule kam, war ihr erstes Wort: „Paul, ein Schutzmann war da, der wollte Mama holen," und sie schluchzte zum Herzbrechen. Der Junge sah sie verblüfft an. Hatte denn Mama gestohlen? Hatte sie betrogen? Der Lehrer hatte doch in der Schule gesagt: Ihr dürft nicht stehlen und nicht betrügen, wer stiehlt oder betrügt, den holt der Schutzmann. Der Junge war einen Augenblick unschlüssig, dann war ihm ein Gedanke gekommen. „Sei nur wieder ruhig, Lieschen," meinte er, „ich weiß schon, was wir machen. Sobald Papa nach Hause kommt, sagen wir ihm das, der leidet nicht, daß der Schutzmann Mama holt." Das schien der Kleinen einzuleuchten, denn sie trocknete rasch ihre Thränen und sagte zuversichtlichen Tones: „Das leidet der Papa nicht!"

Kaum war Der gekommen und hatte Hut und Ueberrock abgelegt, als die Kinder auf ihn zueilten. Sie nahmen sich kaum Zeit, „guten Tag" zu sagen, da fing der Junge auch schon an: „Du Papa, ein Schutzmann war hier, der wollte Mama holen."

„Seht ihr," lachte mein Mann. „Mama hat wahrscheinlich heute die die Suppe zu dünn werden lassen, dafür wird sie in's Loch gesteckt."

Da ich nicht wollte, daß die Kinder noch mehr verängstigt wurden, erzählte ich die ganze Geschichte haarklein von A bis Z.

„Sapperlot," meinte mein Mann und zwang sein Gesicht in ernste Falten, „das ist 'ne tolle Sache. So viel ich weiß, ist für Capitalverbrechen das Schwurgericht zuständig, und Du wirst wahrscheinlich ..."

„Ach, höre," unterbrach ich ihn, „ich bin nicht zum Scherzen aufgelegt. Antworte mir kurz und bündig auf meine Fragen. Ich kriege also das Strafmandat über 1 Mark, 3 Mark, 5 Mark oder so was. Muß ich das bezahlen, oder gibt es eine höhere Instanz?"

„Natürlich," erklärte mir mein Mann, „Du mußt Widerspruch erheben, dann kommt die Sache vor das Schöffengericht, und in öffentlicher Sitzung wird entschieden, ob das Strafmandat zu bestätigen ist, oder ob Du freizusprechen bist."

„Aber denke Dir doch mal, Mann," betheuerte ich, „aus einem Fenster der zweiten Etage schüttle ich ein Staubtuch auf die Straße, mit dem ich eben die Ränder Deines Schreibtisches abgewischt hatte, das Tuch war noch so rein ..."

„Das schadet Nichts," erwiderte er, „der Schutzmann wird schon Recht haben. Es wird eine ortspolizeiliche Bestimmung existiren, nach der in dem Dorfe Schöneberg bei Berlin, weder Staub- noch andere Tücher aus den nach den Gassenfronten gelegenen Fenstern geschüttelt werden dürfen. Ich halte solche Polizeiverordnung im Interesse der Sicherheit der Passanten für durchaus geboten," fuhr er fort, und er lächelte mich spöttisch an, „denn sieh mal, Du kannst leicht unabsehbares Unheil anrichten. Du erwisch'st zum Beispiel mit Deinem Tuch die abgeschnittene Spitze einer meiner schweren Cigarren. Die schüttelst Du zwei Stockwerk hinunter. Die Schwere der Cigarren und die Höhe darfst Du nicht unterschätzen. Wenn die Spitze einem ahnungslosen Spaziergänger auf den Kopf fällt, dann zertrümmert sie unweigerlich die Schädeldecke. Oder weiter: Du in Deiner Reinmachewuth packst mit einem kühnen Griff den ganzen Schreibtisch in das Staubtuch und schüttelst das sammt Inhalt steifen Armes zum Fenster hinaus, — die 17 Bände des Conversations-Lexikons, die Du mit hinunter wirfst, können allein je einen Menschen tödten ..."

„Du kannst Deine schlechten Witze nun einmal nicht lassen," sagte ich ärgerlich, „selbst die ernsteste Sache ist Dir nicht heilig."

„Das die Sache ernst, sehr ernst ist," lächelte er, „verhehle ich mir keinen Augenblick. Man redet zwar immer davon, daß die kostbare Zeit der Gerichte sehr oft von den allergrößten Lappalien in Anspruch genommen würde, aber in diesem, die ganze Hausfrauenwelt interessirenden Fall, in diesem echten und rechten fin de siècle-Fall würde ich doch — —"

„Aus der Seele hast Du mir gesprochen, Männchen," frohlockte ich, „es freut Dich also, wenn ich für die Rechte der unterdrückten Menschheit eintrete. Nun, ich werde es thun, ich werde mir vor Gericht die Staubtuch-Ausschüttelungs-Freiheit erkämpfen, koste es was es wolle!"

Inzwischen hatte Klein-Lieschen das vielbesprochene Staubtuch aus der Küche geholt und brachte es an den Tisch. Die Kleine mußte sich wohl bei der Reinmacherei einen tüchtigen Schnupfen geholt haben, denn noch hatte sie mich nicht erreicht, da — hatzi, hatzi! und sie drückte das Tuch unwillkürlich vor den Mund und wollte die Nase ...

„Aber Kind," rief ich empört, „Du hast doch ein Taschentuch. Das Staubtuch gieb mir sofort her, das brauche ich vor Gericht, als quod erat demonstrandum."

* * *

Wie oft habe ich in den nächsten Tagen des Staubtuches denken müssen! Es lag herrenlos im Wäschespind etwas abgesondert von den übrigen. Ich konnte es ja jeden Augenblick brauchen, und wenn ich's vor Gericht vorzeigte, mußte es noch so aussehen, wie im Moment der fürchterlichen That. Ob es aber genügen würde, das Tuch vor Gericht als Entlastungsbeweis vorzuzeigen? Ob ich überhaupt im Stande sein würde, meine Sache allein zu führen? Der Schutzmann würde seine Angaben unter seinem Eide aufrecht erhalten. Das Gericht würde dem Glauben schenken. Es kam da eigentlich nur auf die Schöffen an. Das sind ja durchweg verheirathete Herren. Wenn die Jemand zu überzeugen vermochte, daß die Hausfrauen Schönebergs in ihren Rechten ungebührlich eingeschränkt würden, wenn sie nicht das Staubtuch auf die Straße schütteln dürften .... Die Namen aller berühmten Vertheidiger schwirrten mir durch den Kopf; doch die hatte ich in der Zeitung immer nur gelesen, wenn es sich um große politische Prozesse gehandelt hatte. Aber trotzdem — hatte ich nicht auch eine große Sache zu vertheidigen? Jawohl, es war eine große Sache, diese Staubtuchausschüttelei .... Aus der Einsamkeit Schönebergs wollte ich mich hinausflüchten in die Oeffentlichkeit Moabits.

Da fiel mir ein, daß ich mich doch an den Rechtsanwalt Bernhard wenden konnte; das war ein Bekannter meines Mannes, und auch ich hatte schon seine Bekanntschaft gemacht. Gedacht, gethan. In halbstündiger Rede trug ich ihm die entsetzliche Geschichte meines Staubtuches vor.

„Nun ja, gnädige Frau," sagte er sehr höflich, „wenn Sie mir Ihre Vertretung übertragen, dann werde ich dieselbe annehmen. Aber eigentlich, — 's ist doch eine ganz große Lappalie ..."

Ich schüttelte energisch meinen neuen Sommerhut. „Es steht da eine Prinzipienfrage vor Gericht," meinte ich, „die will ich allfällig durchkämpfen."

„Wenn Sie durchaus wollen," antwortete der Anwalt, „dann unterschreiben Sie mir, bitte, draußen bei dem Bureauvorsteher eine Vollmacht."

Ich las mir den Text aufmerksam durch, dann unterschrieb ich Ort, Datum und meinen Namen.

Als ich dem Rechtsanwalt das Formular hinreichte, warf er einen prüfenden Blick darauf und sagte hastig: „Ach, Sie wohnen in Schöneberg. Ja, das wußte ich nicht, das hätten Sie mir gleich sagen sollen. Schöneberg ist Vorort, und die Vororte gehören zum Landgericht II. Ich bin aber nur beim Landgericht I zuständig. Da muß ich Sie an einen Collegen verweisen — bitte, hier ist seine Adresse."

Etwas enttäuscht ging ich ab — bisher waren mir Landgericht I und Landgericht II böhmische Dörfer gewesen. „Rechtsanwalt Dr. Bauer, Landsberger Allee," las ich auf dem Zettel. Ich nahm eine Droschke und fuhr hinaus nach dieser mir nur dem Namen nach bekannten Gegend.

Im Vorzimmer mußte ich eine Stunde warten, es ging da aus und ein, wie in einem Bienenkorb im Hochsommer. Endlich kam ich an die Reihe. Ich betete mit Ernst und Eifer meine Staubtuch-Litanei herunter. Der Rechtsanwalt hörte nur mit halbem Ohre zu, er blätterte bald in diesen, bald in jenen Acten, unterschrieb Schriftstücke, las in allerhand Büchern ...

„Ach," sagte er schließlich, als ich meine Leidensgeschichte zu Ende erzählt hatte, „das Beste ist, Sie bezahlen die paar Mark, die in dem Strafmandat verzeichnet sind. Die ganze Sache ist doch nichts Welterschütterndes ..."

„Bitte sehr," antwortete ich, „das dürfen Sie nicht auf die leichte Achsel nehmen. Davon hängt das Wohl und Wehe der Hausfrauen Schönebergs ab."

„Gut, wie Sie wünschen," meinte der Anwalt, „das Weitere besorgt mein Bureauvorsteher."

Bei dem mußte ich wieder eine Vollmacht unterschreiben, zugleich wurde mir eine Quittung über 40 Mark Vorschuß vorgelegt. „Wir kennen gnädige Frau leider nicht ..." erklärte der Bureauvorsteher. Ich zahlte seufzend die 40 Mark, unterschrieb und gab Vollmacht und Quittung dem Anwalt.

„Alles in Ordnung!" meinte der, „nun geben Sie mir auch das Strafmandat."

„Strafmandat?" stotterte ich erröthend, „Strafmandat? Ich habe ja noch gar keins — ich denke, ich werde erst eins kriegen!"

„Herr Bureauvorsteher," rief da der Rechtsanwalt und schleuderte mir einen vernichtenden Blick zu, „geben Sie der Dame den Vorschuß zurück und zerreißen Sie die Vollmacht .... Unglaublich, was diese Frauen für Dummheiten anstiften," hörte ich ihn noch raisonniren, als ich, geknickt wie zwei Lilien, die Bureauthür von außen zumachte.

* * *

Es sind nun sechs Monate vergangen. Ein Strafmandat ist nicht gekommen. Für morgen habe ich die Reinemachefrau bestellt, die Wohnung ist wieder reif für eine gründliche Säuberung. Ich werde wahrscheinlich wieder in dem Arbeitszimmer meines Mannes beschäftigt sein, ich werde mit demselben Staubtuch die Ränder des Schreibtisches abwischen. Das Fenster wird wieder offen stehen. Nun frage ich, — nicht nur die Hausfrauen Schönebergs, sondern auch die der umliegenden Städtchen und die des ganzen Reiches: „Soll ich es wieder riskiren, das Staubtuch zum Fenster hinauszuschütteln?"

— Aus einem modernen Roman. „... Da schlug die Uhr acht, und der Beginn der Sonntagsruhe zwang den schändlichen Räuber, die Verfolgung aufzugeben. Aribert war gerettet!"